

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 6

15. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 31. März 1951

INHALT: Christliches Europa?: Die christliche Vergangenheit — Einheit im Glauben und Denken — Ist Europa heute noch christlich? — Zeichen des Verfalls und Zeichen der Erneuerung — Was soll geschehen?

Georg Trakl's Vision von Mensch und Zeit: Der Untergang und seine Hintergründe — Die Offenbarung im Untergang — Die Erlösung und Auferstehung.

Modernisierung des Ordenslebens: Der Kongress der Religiösen in Rom 1950 — Aufgabe und Ziel — Wünsche und Forderungen — Würdigung.

Freiheit oder Frieden?: Eine umstrittene Frage — Rettung der menschlichen Werte — Möglichkeiten einer friedlichen Lösung?

Ex urbe et orbe: Die fünfte Internationale — Die «neuen Rechte» der Frau in der Sowjetzone.

Buchbesprechungen: von Matt — Scherer — Przywara — Surbek — Schraner.

Christliches Europa?

Bei den Bemühungen um ein geeintes Europa ist für uns die Frage nach dem Christentum dieses Kontinents wesentlich. Kann man von einem christlichen Europa sprechen?

Stellen wir zuerst fest, dass Europa auf alle Fälle bisher christlich war. Ja, das Christentum ist neben der Antike und neben der völkischen Eigenart der europäischen Nationen die entscheidende Komponente unserer Kultur. Dabei handelt es sich keineswegs darum, die Vergangenheit zu idealisieren. Sie war nichts weniger als dem christlichen Ideal entsprechend. Immer wieder lagen die verschiedenen Völkerschaften miteinander im Krieg und waren sie innerlich durch Bürgerkriege zerrissen. Auch das sittliche Leben war keineswegs vorbildlich. Der Ehebruch war häufig, die Klagen über Mord und Gewalttaten aller Art immer wieder zu hören. Der Kampf gegen Lüge und Meineid musste ständig geführt werden. Wenn auch die Liebestätigkeit verbreitet war, so waren doch die sozialen Verhältnisse weder nach den Forderungen der Gerechtigkeit noch nach denen der Liebe gestaltet. Das Verhältnis von Kirche und Staat brachte immer wieder neue Spannungen. Trotzdem können wir in der Vergangenheit von einem christlichen Europa sprechen. Und zwar aus folgenden Gründen:

Man hatte das Bewusstsein einer christlichen Einheit. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation stellte nicht umsonst das Wort «Heilig» an die Spitze. Man war überzeugt, dass die politische Gestaltung nach dem Willen Gottes vollzogen werden müsse, und dass sowohl Papst wie Kaiser ihre Würde entweder direkt oder indirekt auf Gott zurückführten. Sie betrachteten sich beide als Werkzeuge in der Hand des Allmächtigen. Und weil es nur einen Gott gab, musste es infolgedessen auch nur eine Kirche geben mit einem einzigen Oberhaupt, und sollten womöglich auch die verschiedenen Länder unter der Krone des einen Kaisers vereinigt werden. Aber auch wenn das nicht der Fall war und man neben der einen Kirche für eine Vielheit von Völkern und Staaten eintrat, so wusste man doch diese geeint im selben einen christlichen Glauben. Eine Gefährdung dieses einen Glaubens war gleichbedeutend mit der Zerstörung einer Einheit des corpus

christianum. Darum war die Häresie nicht nur eine kirchliche, sondern auch eine politische Angelegenheit und wurde dementsprechend auch durch den weltlichen Arm geahndet.

Dazu kam ein weiteres. Das Bewusstsein der christlichen Einheit wurde dann besonders wach, wenn diese Christenheit durch einen nichtchristlichen Feind von aussen bedroht war, vor allem durch den Erbfeind, den Türken, gleichgültig, ob er vom Osten her einbrach oder vom Westen her durch Spanien, oder gleichzeitig eine bedrohliche Zangenbewegung ausführte. Dann wusste sich die Christenheit als solche bedroht, und die Feldzüge wurden zu Kreuzzügen. Mönche und Ritter kämpften jeder in seiner Weise für das gleiche Ideal.

Ein Drittes zeigt die christliche Substanz: Man nannte die Sünde Sünde. Auch wenn Fürsten und Volk, Mönche, Bischöfe und Päpste dem Laster verfielen, so nannten sie nie das Laster Tugend, sondern waren sich immer wieder der Unzulässigkeit ihres Tuns bewusst. Sie waren gross im Sündigen, aber dann auch wieder gross in der Busse. Wenn sie im Tatsächlichen versagten, so liessen sie am Grundsätzlichen doch nicht rütteln.

Ein Viertes: Das Christentum gab dem europäischen Denken die Einheit. Weil alles das Werk desselben einen Gottes war, musste letztlich eine Synthese von allem vollziehbar sein. Diesseits und Jenseits, Natur und Übernatur, Kirche und Staat, Gnade und Freiheit, Glaube und Wissen, Persönlichkeit und Gemeinschaft, inneres und äusseres Leben bildeten eine grundsätzliche Einheit. Diese Denkweise findet ihren Niederschlag in den Summen mittelalterlicher Denker, in Dantes Divina Commedia, in der Tatsache, dass grosse politische Ereignisse religiös begangen wurden, dass man also beispielsweise die Inkraftsetzung der Bundesbriefe mit einem feierlichen Hochamt beging und das christliche Kreuz auf vaterländische Fahnen heftete. Auch das Leben war vom Religiösen her geformt. Die grossen Volksfeste waren die Feste des kirchlichen Jahres: Weihnachten, Ostern, Pfingsten und die grossen Marienfeste. Die Kirchen und Dome bildeten den Mittelpunkt der Dörfer und Städte. Mit dem Betzeitläuten begann und schloss das Tagewerk. Das Christentum hatte ausserdem auch für den naturhaften Bezirk des Lebens neue

Werte geschaffen, so z. B. eine andere Beurteilung und Einschätzung der Frau, der Ehe, der Arbeit, des Besitzes, der Autorität, der Freiheit, des Einzelmenschen usw., alles Werte, die allmählich zum selbstverständlichen Bestand europäischen Denkens geworden waren.

Auch als dann die Einheit des Glaubens in der Reformation zerbrach, blieb immer noch das christliche Bewusstsein, wenn auch in verschiedener Prägung, so doch beidseitig auch im öffentlichen Leben lebendig. In katholischen Ländern und Gegenden in der bisherigen Konzeption, in protestantischen Ländern vielfach so, dass der Landesherr zugleich oberster Herr der Kirche war. Erst mit dem Einbruch des Atheismus seit der französischen Revolution, also praktisch erst in den letzten 150 Jahren, setzt sich die Entchristlichung des öffentlichen Lebens in Europa durch und auch da nur allmählich, in einem Prozess, der zu schweren geistigen Kämpfen und Auseinandersetzungen geführt hat und der noch in vollem Gange ist. Aufs Ganze gesehen können und müssen wir somit von einem christlichen Europa sprechen.

Damit kommen wir aber zum Zweiten: Ist Europa heute noch christlich? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Will man eine Bestandesaufnahme machen, so hängt alles von der Norm ab, nach der man vorgeht. Bei Katholiken ist das insofern einfacher, als man dort durch Sakramentenempfang und Gottesdienstbesuch einen äusseren Masstab hat. Überblickt man die Angaben, die Abbé Godin in seinem berühmten Buch «France, pays de mission» zusammengestellt hat, so ergibt sich für die *filie aînée de l'Église* ein erschütterndes Bild. Der Erzbischof von Paris hat es neuerdings durch seine Angaben bestätigt. In Deutschland hat P. Ivo Zeiger anlässlich des Mainzer Katholikentages die gleiche These aufgestellt und auch Deutschland als Missionsland bezeichnet. Wenn in unseren Gegenden ein Drittel der katholischen Bevölkerung als religiös praktizierend bezeichnet werden kann, so ist freilich bei all dem zu bedenken, dass trotzdem viele der Nichtpraktizierenden in ihrem Herzen noch religiös sind und den Glauben haben. Bei Protestanten ist das Urteil noch schwieriger. Denn bei ihnen ist ein äusserlich sichtbares Kennzeichen nicht vorhanden, da ja nach einigen Theologen selbst die Taufe nicht mehr entscheidend und wesentlich ist. Hält man sich an die Volkszählung, so ist damit zwar ein äusserer Anhaltspunkt gegeben, d. h. man kann daraus schliessen, wieviele Menschen sich selbst noch als Christen betrachten wollen. Aber bei vielen dieser Namenschristen ist von christlichem Geist nicht mehr viel übrig.

Auf alle Fälle ist unbestreitbar, dass das Christentum weithin in die Defensive gedrängt ist.

In den Ländern hinter dem eisernen Vorhang wird das Christentum gewaltsam unterdrückt. Zwar wird äusserlich in Russland selbst die orthodoxe Kirche anerkannt; aber einmal ist das im wesentlichen nur Taktik, und ausserdem wird auch diese Taktik nur angewandt, weil und so lange die orthodoxe Kirche dem Staat völlig gefügig ist. Von einem Wächteramt der Kirche dem Staate gegenüber ist hier nicht mehr die Rede. Von einer Unabhängigkeit und Selbständigkeit ebenso wenig. In den Satellitenstaaten wird der christliche Glaube systematisch ausgerottet. Denn die Dogmen des Christentums sind mit den Dogmen des stilreinen Marxismus unvereinbar. Der Marxismus ist diesseitig gerichtet und verheisst ein irdisches Paradies. Er ist totalitär und ordnet sich den Einzelmenschen restlos unter. Er verurteilt das private Eigentum, um alles zu nationalisieren. Das Christentum hingegen ist jenseitig orientiert und glaubt nur an das Paradies im neuen Himmel und der neuen Erde. Es betont die Freiheit der Persönlichkeit und ihres Gewissens und hält fest am Recht auf Privateigentum. Darum ist tatsächlich Kampf gegen die Religion ein Kampf für den Marxismus. Hier stehen sich Feuer und Wasser gegenüber. Da aber der Marxismus auch diesseits des eisernen Vorhanges die europäischen Völker

weithin durchsetzt hat, muss von einer Entchristlichung dieser Völker gesprochen werden.

In den christlichen Ländern herrschen neben dem Marxismus noch andere Strömungen, die christenfeindlich sind. So der Materialismus, der sowohl grundsätzlich wie tatsächlich weithin zur Herrschaft gekommen ist. So auch der atheistische Humanismus, der den Menschen als Höchstwert auffasst und durch Verkündigung der menschlichen Autonomie nichts Höheres über ihm gelten lässt. So der extreme Relativismus, der alles Absolute leugnet. So vor allem der Nihilismus, der das Nichts und damit die Sinnlosigkeit der Existenz bejaht. In Philosophie, Literatur, Kunst und Erziehung sind diese Bestrebungen in vielen Städten führend.

Zum geistigen kommt der moralische Zerfall. Im Unterschied zu früheren Zeiten wird die Dauerehe und Einehe als Verpflichtung grundsätzlich bekämpft und die Auflöslichkeit der Ehe, der voreheliche und aussereheliche Geschlechtsverkehr als grundsätzlich erlaubt hingestellt. Auch die gewaltsame Geburtenbeschränkung, Schwangerschaftsunterbrechung und Unfruchtbarmachung haben in einem Mass um sich gegriffen, wie es mit christlicher Moral schlechterdings unvereinbar ist.

Religion, soweit sie noch vorhanden ist, ist vielfach entweder ein schwächlicher Deismus oder ein vager, unbestimmter Pantheismus. Beides hat mit dem persönlichen und lebendigen Gott der Bibel wenig gemein.

Ein Drittes: Im Christentum selbst sind Auflösungsbestrebungen, die zur Entchristlichung unseres Volkes führen. Dahin gehört die liberale Theologie. Wenn Harnack das Wesen des Christentums auf die Formel eingeschränkt hat, dass Gott unser Vater und alle Menschen Brüder seien, so ist das schon ein Substanzverlust und eine Aushöhlung des Wesens christlichen Glaubens. Wenn aber Bultmann in seiner Entmythologisierung schliesslich Jesus nur noch als religiösen Juden und das Christentum als eine bestimmte Form jüdischen Denkens, verbunden mit Elementen griechischer Philosophie und hellenistischer Mysterien hinstellt, oder wenn Martin Werner das einzig Originelle an der Lehre Jesu darin sieht, dass er die jüdische Enderwartung irrtümlich in eine Naherwartung umgewandelt hat, so ist nicht einzusehen, warum man eigentlich noch Christ sein soll.

In falscher Abwehrhaltung gegen diese Bestrebungen haben ernste christliche Kreise sich in eine Verinnerlichung und Spiritualisierung zurückgezogen, die vielleicht im persönlichen Leben den Glauben über die Krisen hinwegretten kann, die aber eigentlich darauf verzichtet, das öffentliche Leben christlich zu gestalten. Damit ist ein christliches Europa preisgegeben.

Neben all diesen unleugbaren Negativposten ist andererseits nicht zu bestreiten, dass christlicher Glaube und christliches Leben auch Zeichen der Erneuerung aufweisen. Wir denken protestantischerseits an die Arbeit der inneren Mission, an die Bewegung der moralischen Aufrüstung in Caux, an Bestrebungen theologischer Erneuerung und an ehrliche Versuche ökumenischer Arbeit. Katholischerseits ist der Plan der *actio catholica* das Heraustreten des Glaubens aus den Bezirken des bloss Privaten, um eine wirkliche Verchristlichung aller Lebensbezirke in Angriff zu nehmen. Religiöse Erneuerung ist auch zu spüren in der liturgischen Bewegung, im Vorstoss zur Wiedergewinnung der verlorenen Arbeiterwelt usw. Wenn wir vom Spezifisch-Christlichen absehen, ist ausserdem ein grösseres Verständnis für die Bedeutung des Religiösen zu beobachten und zwar sowohl bei Staatsmännern wie bei Vertretern der Wissenschaft und der Technik.

Zusammenfassend wird man sagen dürfen, dass Europa nicht mehr christlich sei, ja, dass antichristliche Bestrebungen zu voller Auswirkung kommen, dass aber andererseits Erneuerungstendenzen mit unleugbarer Kraft aufbrechen, mit andern

Worten: Die Auseinandersetzung um das christliche Europa ist in vollem Gang.

Die dritte entscheidende Frage lautet nun: Was soll geschehen? Einige Hauptpunkte seien thesenartig, programmatisch formuliert:

1. Bei der Verchristlichung Europas muss jede Methode der Gewalt grundsätzlich und tatsächlich ausgeschlossen sein.

Die neueren politischen Systeme, Faschismus, Nationalsozialismus, Kommunismus arbeiten mit unerhörten Druck- und Gewaltmitteln, mit Folter und blutigem Terror. Auch das Christentum kannte diese Methoden. Hus wurde durch Katholiken verbrannt, Servet durch Protestanten. Die Methoden der Dragonaden gegen die Hugenotten einerseits und die grausamen Katholikenverfolgungen durch den anglikanischen Protestantismus andererseits stehen sich gegenüber. Aber das gehört der Vergangenheit an. Christen dürfen sich durch ähnliche und schlimmere Gewaltmethoden moderner politischer Richtungen nicht verleiten lassen, auch ihrerseits in Dinge zurückzufallen, über die wir endlich hinaus sein müssen. Der Kampf muss auf geistiger Ebene mit geistigen Mitteln geführt werden. Zu diesen geistigen Mitteln kann auch die Politik gehören, aber nicht eine Politik der Gewalt, sondern des Rechts. Wird ein Staat oder ein Volk gewalttätig angegriffen, so darf und soll es sich selbstverständlich auch mit Gewalt verteidigen.

2. Das Christentum soll in Europa machtvoll zur Entfaltung gebracht werden. Alle geistigen Mittel sollen eingesetzt werden: die übernatürlichen des privaten und gemeinschaftlichen Gebetes und der Busse, aber auch die natürlichen der Ideenpropaganda in Wort, Schrift, Bild, Film, Radio. Die moralische Erneuerung der Einzelnen, der Familien und des öffentlichen Lebens ist auf der ganzen Linie zu fördern. Mit Passivität und Rückzug auf eine blosse Innerlichkeit, mit einem Christentum blosser gottesdienstlicher Funktionen kommen wir nicht weiter.

3. Das Christentum muss besonders im öffentlichen Leben

zur Entfaltung kommen. Also eine Verchristlichung der Schulen, eine christlichsoziale Politik, eine dem Geist des Christentums entsprechende Wirtschaftsordnung, ein Aufbau der Einzelpolis, ein Zusammenarbeiten der Völker nach christlichen Grundsätzen muss theoretisch gesehen und praktisch in Angriff genommen werden.

4. Zu diesem Zweck soll die Zusammenarbeit der Christen nach Möglichkeit gefördert werden. Die Unterschiede im Dogma und in der Liturgie sind bedauerlich, aber sie können nicht ohne weiteres überwunden werden. Ein verschwommenes Allerwelts-Christentum ist keine Lösung. Die Verschiedenheit der Konfessionen muss klar gesehen und die Grenzlinie sauber gezogen werden. Aber trotz dieser Verschiedenheit ist auf der Grundlage des Respektes und der Achtung des persönlichen Gewissens und der persönlichen Überzeugung eine Zusammenarbeit im praktischen Leben in vielen Bezirken möglich und notwendig. Der Irrtum bleibt Irrtum, aber der Irrende ist ein Mensch, dessen irrendes Gewissen Rücksicht und Beachtung verdient. Diese Verbindung theologischer Sauberkeit auf der einen Seite und persönlicher Hochachtung auf der andern ermöglicht ein fruchtbares Zusammengehen.

5. Darüber hinaus ist zu gemeinsamer Arbeit für ein geeintes Europa ein Zusammengehen der Christen mit nicht-christlichen Kräften und Bewegungen, soweit, aber auch nur soweit möglich und wünschenswert, als diese Kräfte und Bewegungen nicht antichristlich sind und soweit sie in ihrer Theorie und ihren praktischen Bestrebungen Elemente enthalten, die sich mit ganz anders begründeten, aber in ihren Auswirkungen ähnlichen Elementen unserer christlichen Überzeugung decken. Dahin gehören eine ganze Reihe humanistischer Bestrebungen, sozialer Postulate und politischer Aufgaben. Es ist die schwierige aber wichtige Aufgabe einer geistigen Führerschaft, von Fall zu Fall zu entscheiden, ob und wie weit ein Zusammengehen möglich und wünschbar ist.

So ist die Arbeit an einem christlichen und überhaupt an einem erneuerten, geeinten Europa möglich. An ihr mitzuwirken ist unsere Aufgabe.

xy.

Georg Trakl's Vision von Mensch und Zeit

Die Lyrik Trakls könnte manchen auf den ersten Blick und extrem gesprochen als das Erzeugnis der Phantasie eines geistig Anormalen und exaltierten Menschen erscheinen.¹ Daher lassen sich auch die widerspruchsvollen Meinungen erklären, denen zufolge ihn die einen als den grössten der neueren Dichter erklären, andere ihn wieder als einen Pathologen bezeichnen, dessen Bilder dem Veronal, Morphium oder einer krankhaften Anlage entspringen. Doch stehen gerade im Werke Trakls die für uns heute so entscheidenden Einsichten eines ausserordentlichen Herzens. Rilke ist gleichsam die grosse letzte Frucht einer abendländischen Kulturepoche, beinahe schon überreif. Der Durchschnitt seiner Zeitgenossen greift entweder auf Früheres zurück, oder ist ein mehr oder weniger genialer Nachahmer seines Geistes. Doch bei Trakl scheint etwas ganz Neues einzusetzen. Er knüpft wohl, möchte man

sagen, an diese überreife Fruchtbarkeit an, doch in ganz neuer Gestaltungskraft. Und er geht weiter, indem er sie in seiner «Novemberzerstörung» verfaulen und zu Boden fallen lässt — aber aus ihrer Mitte den lebentragenden Kern, den Samen für Neues, löst. Wenn wir uns den Weg seiner Einsichten irgendwie aufhellen wollen, d. h. die lebendige Ganzheit, die sein Werk ist, auf dem Wege einer mehr methodischen Fragestellung aufzulockern versuchen, nicht um zu zergliedern, sondern um Licht und Verständnis zu gewinnen, so könnte man sagen, dass Trakl von zwei Grundbegriffen her anhebt: Verwesung und Schuld. Diese zwei Begriffe fasst er in seinem zentralen Prosastück «Offenbarung und Untergang», nach dem auch der letzte Zyklus seiner Gedichte benannt ist, in den einzigen Begriff des Unterganges, um von hier aus das, was er Offenbarung nennt, zu gewinnen.

Der Untergang und seine Hintergründe

«In ein altes Stammbuch» betitelt Trakl eines seiner früheren Gedichte. Darin charakterisiert er bereits sich und seine Themen: Untergangserfahrung, Melancholie des Vergehens unter herbstlichen Sternen in immer wiederkehrender Schwermut. Sommerneige, Erntezeit, ausglühender Herbst, schwebende und fallende Früchte gehören zu seinen Bildern. Doch sein Herbst ist nicht so sehr ein in seinen Farben leuchtender, sondern vielmehr einer, über den sich die Novemberfröste legen (13, 55). Herbstuntergang ist es, wie er selber sagt, bis in

¹ Trakl, geboren am 3. Februar 1887 in Salzburg, war nach seinen Studien der Pharmazie teils als Beamter, teils als Apotheker in Wien und Innsbruck tätig. In Innsbruck verband ihn innige Freundschaft mit Ludwig von Ficker, dem Herausgeber des «Brenner», der auch seine ersten Gedichte veröffentlichte. Kurze Reisen führten ihn an den Gardasee, nach Venedig und Berlin. 1914 rückte er in einer Sanitätskolonne nach Galizien ein. Das Kriegserlebnis erschütterte und erdrückte ihn beinahe. Er wollte sein Leben beenden. Zur Beobachtung in das Militärspital von Krakau versetzt, starb er dort an einer zu starken Dosis Gift am 3. November 1914. Ob Selbstmord vorlag oder blosse Unvorsichtigkeit muss bei einem Gewohnheits-Drogenesser wie Trakl dahingestellt bleiben. — Die Seitenangaben im Text beziehen sich auf den Band seiner Dichtung, der bei O. Müller, Salzburg, 1938 in vierter Auflage erschienen ist.

die graue und schwarze Novemberzerstörung hinein: Und dahinter taucht auf und ist mitgemeint der verwitternde, barocke Marmor Salzburgs, in dem sich der Herbst einer ganzen Zeitepoche offenbart. — Doch dieser Herbst ist mehr noch mitten im Menschenherzen: Wie sich mitten in der schönen Natur das Grauen des Vergehens erhebt, so ist auch im Menschen eine schwarze Höhle, die sein Leben zum Schweigen bringt (97). Trakl lebt zuinnerst, was er sagt und sieht: Die düstern Adler umrauschen nachtlang sein eigenes Haupt (200). Gerade weil der Herbst in seiner Seele ist, ergreift ihn der Herbst der Natur so sehr. Zu den herbstlichen Mauern, den verdorrten Gärten und vermodernden Geräten gesellt sich die Totenklage des Menschen, besonders der Mütter, die das vergehende Leben ihrer Kinder beweinen (175). Alles, was an den Tod erinnert, wird unter dem Stöhnen seiner empfindsamen Seele beschworen: Faulendes Obst, modernes Laub, stinkendes Gewässer, geknickte Blumen, das knöcherne Grauen der Beinhäuser und schliesslich selbst die grünen und blauen Totenflecken an den Leichen, hinein bis in die ekelste Verwesung.

Verwesung, das ist es was hinter allem droht, wohin Trakl in der Schau der Zersetzung alles Lebendigen gelangt. Und hier geschieht gerade gegenüber seinem grossen Zeitgenossen Rilke etwas ganz Neues, Trakl Ureinigstes: Schmerz und Plage ob des vergehenden Lebens verwandeln sich, die Schwermut herbstlichen Unterganges macht «das Gewissen» sich regen: Ein innerer dorniger Stachel lässt nicht ab vom verwesenden Leib, und tief im Schlummer seufzt die bange Seele auf (148, 157). Im Gegensatz zu Rilkes Bildern vom Sterben und Vergehen, die fast ausschliesslich, und wenn auch noch so existentiell erlebt, auf einer rein ontologischen Ebene bleiben, d. h. Tod und Verfall aus der blossen Endlichkeit und Kontingenz der Welt und des Menschen ableiten, geht Trakl weiter, sozusagen hinter den Tod; es bricht bei ihm etwas eigenartig glühend Lebendiges auf. Im grünen Tümpel glüht die Verwesung, Spatzen stürzen in die Löcher der Verwesung (23, 30), ein gelber Dunst voller Fliegen, ein Feuerschein glüht auf und malt trübe Angstgespenster, die die Seele aufwühlen (14, 19, 28). Hinter der Verwesung steht die glühende Purpurröte des Bösen und der Verfall ist der Traum des Bösen (52, 133). Und gerade infolge der Verstrickung mit dem Bösen steht vor dem Menschen der Untergang auf. Der Aussatz, das Kennzeichen des Bösen, vergiftet das menschliche Leben, an seiner elfenbeinreinen Stirn erscheint so der Abglanz «gefallener Engel» (85, 131, 138): «Weh der unsäglichen Schuld, die das Grab kundtut!» (160). Das Grab weist auf die Schuld zurück, und die Schuld ist es, die das Grab zur Folge hat. «Bitter ist der Tod, die Kost der Schuldbeladenen» (162).

Nun pakt Trakl, der die Leidenschaft und das daraus entspringende Böse elementar an sich erfahren hat, der die Schuld in seinem Leben erkennt und eingesteht, das Todesgrauen wie eine Krankheit, an der er alles zugrundegehen sieht.

Dass es die Trümmer unserer Wohnungen gibt, die Ruinen von Menschen und die unzähligen Leichen, dafür ist der Grund in der Bosheit zu suchen. Weil nun gerade durch sie der Untergang heraufbeschworen wird, wandelt sich die Todesschwermut, im Bewusstsein der eigenen Schuld, in einen beinahe wilden Wahnsinn, gepeitscht von den Angstgespenstern des Bösen, die wie wilde Rosse und Feuerreiter die Seele heimsuchen (19) und wie giftige Schlangen in ihr schleichen (187). Nichts erspart sich Trakl, er sieht hinter alle Vorwände und Kulissen, begibt sich ins Gericht, überstürzt sich beinahe hinein in Verfall und Verwesung, in die schwärzeste Nacht des Unterganges bis ins Letzte. Seine Seele und sein überwacher Geist, in jeder Faser gereizt und erschüttert, wanken hin und her zwischen der unsäglichen Traurigkeit verzweifelter Schwermut, in der eisiges Schweigen unter metallischem Antlitz herrscht, und dem Innern eines Vulkans, von einem Wüten gegen sich selbst, das er mit seinen Gewissensängsten in Alkohol und Betäubungsmitteln

zu übertönen sucht, was ihm sein Leben zu einem «Inferno von verbrecherischer Melancholie macht» (Briefe). «Fahnen von Scharlach, Lachen, Wahnsinn, Trompeten!» (70). Diese Untergangsstimmung überfällt ihn manchmal bis zum Hang nach Selbsterstörung, sie verbrennt sein Herz, Traum und Umnachtung drohen ihn zu entpersönlichen und angstvoll denkt er daran, dass sich sein Dichtermund darob schliessen könnte und eine Stimme flüstert: töte dich! (196).

Diese Sicht seiner überoffenen Augen weitet sich nun noch aus auf die ganze Welt und Menschheit: Alle Strassen münden in schwarze Verwesung, ein ganzes Weltunglück geistert durch den Nachmittag (67, 71). In einzigartigen prophetisch apokalyptischen Visionen tauchen vor seinem Geiste Kulturverfall und kommende Kriege auf, in denen die ganze Menschheit vor Feuerschlünden aufgestellt ist (131). Er steht, wie seine Bekannten einmütig versichern, im ständigen wachen Bewusstsein des Gerichtes, das sich an ihm und der Welt vollzieht.

Die Offenbarung im Untergang

Würde sich Trakls Werk nur in den bisher geschilderten Themen erschöpfen, verdiente er es schon, zu den grossen Dichterpropheten der deutschen Literatur gezählt zu werden. Doch er wäre im Letzten Pessimist und Kündler der Verzweiflung geblieben, der keinen Weg in die Zukunft weist. Aber nun beginnt sich erst das eigentlich Trakl'sche Weltbild zu gestalten oder besser gesagt, die ganze bisher gezeichnete Welt zu durchdringen; denn sie besteht nicht als Welt des Unterganges allein. So abgrundtief Trakl den Untergang gekostet und geschildert hat, mit allen Schattierungen des Vergehens und Verwesens, vom braunen Herbst bis in die ekle Novemberzerstörung (so dass Josef Nadler mit Recht sagen kann: vielleicht hat noch nie ein Mensch einen so grossen und fein ausgebildeten Wortschatz für Tod und Sterben besessen), so geläutert steigt er aus diesen Tiefenschichten des menschlichen Herzens empor in klare kristallene Höhen. Am Tiefpunkt angelangt, dem Untergang des eigenen Herzens, in dem er den der Welt miterlebt, geschieht die Offenbarung. Es ist so, wie Lachmann sehr richtig sagt: Immer aber, wenn die Verzweiflung am tiefsten ist, der Mensch vor dem Niederbrechen, vor der Umnachtung, zeigt sich als des Schmerzes Verklärung ein Licht aus der andern Welt. Die «Flöte des Lichtes» übertönt «die Flöte des Todes». Wenn auch die Verzweiflung düster und gross ist, so erweist sie sich schliesslich, wie Ludwig von Ficker sagt, als eine gefasste Verzweiflung, da das unsägliche Leid des Unterganges in eine Offenbarung hinüberweist. «Offenbarung und Untergang» ist die eigentliche Formel für das Werk Trakls. Oder schärfer gefasst: Offenbarung im Untergang. Denn diese beiden stehen nicht so sehr neben- oder nacheinander, sondern im Erleiden des Unterganges, im eigenen Leid und im Mit-Leiden mit der Menschheit, im Opfern und Geopfertwerden bricht die Offenbarung auf. Auch die eigene Dichtung bedeutet für Trakl ganz persönlich aufklingende, erlösende Offenbarung im Untergang seines Lebens.

Was bedeutet nun diese Offenbarung? — Über all dem was als Untergang aufgezeigt wurde, ja gerade weil die Seele ihn so erlebt, träumt sie in ihrer innersten Kammer nach helleren Geschicken (13). Sie erhebt ihr Auge zu den Sternen und es erfasst sie Ekel, Scham und Abscheu vor dem Schmutz der Sünde, deren Lust sie als Lüge erkennt, deren Leid sie als gerechtes Gericht und Sühne trägt. Letztlich brennt in ihr ein Lämpchen, das Gute (177), und sie trägt das Bewusstsein des Göttlichen in sich; auf dem Grund aller Leidenschaft, Fäulnis und Zerstörung ein Licht des Edelmuten und des Glaubens, eines Glaubens an eine Auferstehung und Verklärung. Die rosige Osterglocke tönt im Grabgewölbe der Nacht und die Silberstimme der Sterne, denen sich die heisse Stirn langsam hinbeugt (107, 177).

Diese Offenbarung findet er zuerst schon in der Natur, mit der er selbst ertümlich verbunden ist (er war irgendwie noch eine starke und keine völlig kranke Natur!), die ihn mit ihrer Schönheit tröstet. In der Trakl'schen Landschaft, die wohl die Melancholie der Abendstimmung bevorzugt, steht auch der friedvolle Hirt mit seiner weidenden Herde, die Burg, der ruhige Weiler, das braune Dorf wie ein freundlicher Ausgleich an goldenen, stillen Herbstabenden, an denen die Glocken Frieden läuten (13). Die Flügel seines Wahnsinns besänftigen sich und seine Stimme wird tönend von Wohlklang auch in den schlimmsten Erfahrungen (55). Die Einsamkeit, die ihn den Menschen zum Fremdling machte, in der die Lüfte wie tierische Dünste voller Wollust und Gier zitterten (37, 39, 130), die ihn letztlich einer schwermütigen Verzweiflung auslieferte, wird jetzt zu Balsam und Tau und engelhaftem Schweigen (29). Wenn er sich als einen Todgeweihten betrachtet, so folgt dem Tod doch als Trost unvergängliche Nacht (131). Ja er bringt es sogar zustande, vom Frühling zu singen und einmal sogar vom heiteren Frühling (25).

Doch Trakl geht weiter: Die Natur steht nicht in sich und für sich allein, sie wandelt sich ins Geistige, Jenseitige und Transzendente. Und das nicht nur so ganz allgemein, sondern Gott ist es, zu dem sie ihn führt. «Gottes Schweigen trank ich aus den Brunnen des Hains» (68). So erheben sich seine Blicke zu den Sternen, den Bildern des Himmelreiches, hinter denen die Engel und Gott wohnen. Gott ruft er nun an voller Glauben und Hoffnung (185), dass er sich erbarmer über dem wirren Leben, das so trüb und voller Plagen und hoffnungsloser Todesklagen ist; dass die Menschen doch am Ende still im Sternensaal wandeln könnten (50). Im «Psalm» fasst er alles Leid und Grauen zusammen und schreit es zu Gott empor und findet Erhöhung: «Schweigsam über der Schädelstätte öffnen sich Gottes goldene Augen» (62). Er seufzt wohl noch: «Oh, die Nähe des Todes; doch gleich darauf: lass uns beten» (79). Gott ist es, der trotz allem, was den Menschen bang und elend macht, ihn in seinen Händen hält. So betet er die erschütternden und zugleich rührenden Worte — und was für ein Gebet ist das nach dieser Untergangserfahrung! —: «Gott in deine milden Hände legt der Mensch das dunkle Ende, alle Schuld und rote Pein» (124).

Die Erlösung und Auferstehung

Trakl geht nun noch einen letzten Schritt weiter: Er spricht Gott in der Offenbarung seines Sohnes an, Christus und christliche Symbolik erheben sich vor seinem Blick und werden ihm zum Erlebnis. Sicherlich finden wir bei ihm, dem Protestanten, kein ausdrückliches Bekenntnis zu Kirche oder Dogma, umso ergreifender aber ist seine christliche Grundauffassung des Lebens, in der er bis an die Sakramente und das Geheimnis des Kreuzes vorstösst. «Leise steht in der Seele das Kreuz auf» (106). Er besingt Golgatha und Karfreitag, das Sühne- und Erlösungsleiden Christi, dessen bleibendes Gedächtnis der Liebe «Brot und Wein» sind (20, 126; 177). Trakls Offenbarung ist also im letzten Sinn eine christliche Offenbarung, deren Gnadenflut den Aussätzigen Genesung verspricht, «golden blüht der Baum der Gnaden» (30, 126). Sie verklärt ihm Leid und Tod und lehrt ihn die typisch christliche Dialektik, die übernatürliche Wirklichkeit bedeutet, dass alles Leben wohl zum Tode führt, aus dem Tod aber das Leben aufersteht. Das ist der Gedanke, der ihn endgültig und zuletzt überwältigt. All das furchtbare Leid und das Grauen vor Verwesung und Tod haben, gerade weil sie mit der dämonischen Boshaftigkeit der Schuld so eng verbunden sind, den Sinn der Erlösung, der Sühne und des Opfers. Im Opfern und Geopfertwerden, gerade auch des unschuldigen Lebens, liegt der Gewinn der Offenbarung. Im je grösseren Untergang die je grössere Offenbarung einer Auferstehung. Er steht und stellt sich immer wieder unter das Kreuz und

vereint sich mit des Heilands Kreuzespein (31) bis in die Überantwortung ins Gericht. Was er damit sagen wollte, hat Trakl wohl am gültigsten im «Heliand» zusammengeschaut. Die Gestalt Christi des Heilandes, meint er hier, vermischt mit dem eigenen Ich, gleichsam sich fühlend als zweiter Heiland, mit-leidend und mit-sühnend. Er spürt, dass Schuld und Bosheit letztlich dämonische Ursachen haben, mit denen der Mensch allein nicht fertig werden kann, so schliesst er sich Christus und seinem Erlösungswerk an. Wenn er, sich nichts ersparend, in die Abgründe der Verwesung, dämonischen Triebens und schwarzer Schuld meditiert, dann geht er gleichsam in den Ölbaumgarten Gethsemane (86), um feurige Tränen in der Nacht zu weinen (136), Tränen der Verzweiflung, des Schmerzes, letztlich Tränen der Reue und Sühne (133), weil das Feuer des Bösen nur vom Feuer dieses auf sich genommenen Leides verwandelt werden kann.

Wie er mit seinem Untergang den der Menschheit zusammengeschaut hatte, so bewirkt auch die eigene Erlösung die Erlösung der Menschheit mit. So wird auch die Erlösung apokalyptisch. Jeder erlöst die Welt mit (177), über dem vergossenen Blut, dem zerbrochenen Männergebein der Schlachtfelder erscheint der stille Engel der Erlösung (184, 201). Und schliesslich und endlich: das dunkle Gewölk des Unterganges durchbricht das Licht des Abendmahles, das bleibende Andenken an den Erlösertod Christi (71), das geschlachtete Lamm also der Apokalypse.

Wenn wir nun noch das Bedeutsame und Neue, das Trakls Lyrik für die zeitgenössische Literatur bedeutet, angeben wollen, so besteht es darin, dass Trakl sich dem Inhalt und der Form nach entschieden von Rilke und damit von der ganzen dionysischen Lebensphilosophie loslöst, die von Nietzsche über George und Hofmannsthal zu Rilke führt. Und er löst sich nicht nur von ihnen, sondern führt sie in ihre Apokalypse, d. h. er enthüllt ihre letzten Tiefen, wie sie Rilke bereits in seiner dritten Duineser Elegie andeutet und wie sie noch deutlicher bei Kafka, Kraus, Werfel, Röttger offenbar werden. Diese Enthüllung stösst in die letzten Schichten des Unterganges vor, wo das Böse der eigentliche Grund ist, in dem satanische Mächte ihr Unwesen treiben. «Wenn sich still der Tag neigt — und analog die ganze Zeitgeschichte — so ist ein Gutes und Böses bereitet» (145)! Ein Satz, den wir bei George oder Rilke vergeblich suchen, sie stehen mit Nietzsche jenseits von Gut und Böse, diesen entscheidenden ethischen Grund- und Wertkategorien des Menschen und seiner Geschichte. Es gibt ja eigentlich, wenn man es recht bedenkt, keinen Nihilismus und kein Nichts, sondern immer nur das satanische Nein gegenüber Gott, das sich in der Sünde ausspricht. Es gibt gar nicht eine indifferente, philosophische oder natürliche Ordnung, die zwischen Gut und Böse, Gott und Satan steht, sondern sie ist entweder eine gefallene oder erhöhte, sündige oder erlöste. Diese Wirklichkeiten weist Trakl wieder auf. Er enthüllt diese eigentlichen Mächte, über die sich Dionysos hinwegzutäuschen suchte. Das erkennt Trakl hellseherisch und er sieht auch im Christentum das Weiterleben Christi und seiner Erlösung. Das Wort Christi, das in seiner Dichtung aufscheint, lautet: «Ich werde immer bei euch sein» (26). Seine Gnadenflut ist es, die Genesung von der Schuld, Erlösung aus den Mächten der Bosheit bringt und im Sakrament den Menschen gesendet wird. Um die reale Gegenwartigkeit sowohl des Bösen wie auch der Erlösung, sowohl des Unterganges wie auch der Offenbarung in der Welt, geht es also dem Dichter. So tritt er in eine innige Nähe zu der grossen katholischen Dichterin Gertrud von Le Fort, insbesondere zu ihrem letzten Werk, dem «Kranz der Engel». In ihm offenbart sich die gleiche Problematik: Die Überwindung des Bösen in der Welt durch den christlichen Geist, der das Leid und die Sünde der Welt auf sich nimmt und von innen her, unter dem Kreuz stehend, erlöst.

Modernisierung des Ordenslebens

Als vor zwei Jahren P. Lombardi in der «Civiltà Cattolica» (19. 3. 49, Nr. 2370, S. 615 ff.) in einem überraschend kategorischen Ton ein allgemeines «Rinnovamento» (Erneuerung) der Ordensleute forderte, ahnten die wenigsten, dass der «feuerzüngige Prediger» Italiens die Stimme des Vatikans selber war. Man wusste in der breiten Öffentlichkeit nicht, dass von der Religiosenkongregation, dem kirchlichen «Ministerium» für Ordensfragen, bereits seit 1944 eine zehnköpfige, aus Angehörigen verschiedener Orden zusammengesetzte Kommission an der Arbeit war, um die schwierige Frage der Anpassung der Orden an die Lebensverhältnisse und Erfordernisse der modernen Zeit zu studieren und auf 1950 einen internationalen Religiosenkongress einzuberufen. Es war denn auch das erste Mal in den Annalen der Kirchengeschichte, dass Ordensleute aus aller Welt (gegen 500 Vertreter der insgesamt 1,2 Millionen Ordensleute¹, darunter 125 Generaloberer der heute bestehenden 176 männlichen Institute) zu einer solchen Tagung in Rom zusammentraten. Dass es eines der «wichtigsten und bedeutendsten Ereignisse» des an religiösen Manifestationen so reichen Heiligen Jahres war, hat Pius XII. in seiner Ansprache an den scheidenden Kongress selber ausgesprochen. Wie an keinem andern Kongress verfolgte der Papst persönlich den Fortgang der Arbeiten.

Aufgabe und Ziel des Kongresses

Das Generalthema, das der Kongress vom 26. Nov. bis 8. Dez. in 63 mündlichen Referaten und 403 schriftlichen Berichten durchbehandelte, lautete: «Zeitgemässe Erneuerung des Ordensstandes». Bereits am Vorabend des Kongresses umriss Pater Lombardi in einem auf der ersten Seite des «Osservatore Romano» erschienenen Artikel mit prägnanten Worten Sinn und Notwendigkeit dieser Erneuerung. Die hier mit dem Schwung des erleuchteten Redners vorgetragene Gedanken kehrten in den offiziellen Hauptreferaten stets wieder, wenn auch in verschiedener Schattierung und unter anderen Gesichtspunkten. Es war nun aber nicht die Aufgabe des Kongresses, nach gemeinsamer Überlegung und Beratung Beschlüsse zu fassen und allgemeine Gesetze zu erlassen. Diese Ordenskonferenz war weder ein Konzil, noch eine erweiterte Religiosenkongregation mit gesetzgeberischer Gewalt. — Die voreiligen Nachrichten einer gewissen Presse über allgemein beschlossene Reformen: Änderung der Ordens-tracht, Zusammenlegung von Instituten usw., entsprachen mehr einem oberflächlichen Sensationshunger als den wirklichen Tatsachen. Den Laienjournalisten war der Zutritt zum grossen Uhrensaal der päpstlichen Kanzlei, in dem die Kongressisten tagten, überhaupt verwehrt. — «Hebdomada studii», Studienwoche lautete der Titel des Programms. Rom wollte es den Ordensleuten ermöglichen, die brennenden Fragen gemeinsam zu studieren, Gedanken und Erfahrungen auszutauschen, Vorschläge für mögliche Wege einer zeitgemässeren Anpassung zu formulieren, vor allem aber auch Aufschluss darüber zu bekommen, wie von offizieller römischer Seite die Fragen gesehen werden. Es ging also nicht so sehr darum, Rom über die Lage zu informieren — Rom ist über das religiöse Leben und die apostolische Tätigkeit in den Orden sehr gut informiert — sondern vielmehr darum, die Delegierten der verschiedenen Orden über den Stand der

Dinge und die Erfordernisse der Zeit zu unterrichten und vernehmen zu lassen, was die oberste Leitung der Kirche von ihrer «Avantgarde» erwartet.

Wünsche und Forderungen

Dass von oberster kirchlicher Stelle die Forderung nach Erneuerung und Anpassung der Orden an die veränderten Lebensverhältnisse und die neuen Zeitprobleme kategorisch gestellt wird, lassen weder der Brief des Papstes an Kardinal Micara, den Präfekten der Religiosenkongregation, noch die Schlussansprache des Hl. Vaters an den Kongress einen Zweifel übrig. Die Reform ist so ernst gemeint, dass nach den Worten von Kardinal Piazza, der am Kongress die feierliche Eröffnungsansprache hielt, manche Institute vor das Dilemma gestellt sein werden: «Entweder sich erneuern oder aussterben!» Die allgemeinen Richtlinien für die Erneuerung und Anpassung gab der Papst selbst in seinem Brief an Kardinal Micara, worin vor zwei Extremen gewarnt wird: Vor übertriebener Anhänglichkeit an die Tradition und vor zu weitgehenden Zugeständnissen an die Moderne. Also keine Revolution, die alles Alte über Bord wirft, aber auch keine Stagnation, in der jede Erneuerung im Keime erstickt wird. Nach einem von P. Lombardi geprägten Wort müssen die Ordensleute sein «treu wie alte Gardisten, frisch und kühn wie junge Soldaten». Am Wesentlichen (Gelübde, Meditation, Gebet, Busse, artemgenem Geist der Ordensstiftung) darf nicht gerüttelt werden. Aber die Mittel zum Zweck bedürfen einer ständigen Überprüfung und Anpassung an die Erfordernisse der Zeit. Der Buchstabe darf den Geist nicht töten. Das ist gerade das Grosse an den Ordensstiftern, dass sie die Zeichen der Zeit verstanden, sich mitten in die Situation hineinstellten und der Kirche die geeignetsten Mittel für ihre Zeit an die Hand gaben. Es ist darum nur tiefste Treue zum Geist der Ordensstifter, wenn in einer neuen Zeit auch neue Wege, die besser zum Ziele führen, begangen werden.

In diesem nach zwei Seiten abgesteckten Raum verliefen die Arbeiten geregelt und ohne dramatische Zwischenfälle. Im Einzelnen standen drei grosse Fragenkomplexe zur Diskussion: Leben und Disziplin, Nachwuchs und Ausbildung, ordentliches und ausserordentliches Apostolat.

Aus der bunten Fülle von Wünschen und Anregungen können hier nur einige wichtige Punkte, die tatsächlich einen Fortschritt bedeuten, genannt werden. Die Erkenntnis, dass die religiöse Disziplin an die psychische und physische Verfassung der jüngeren Generation angepasst werden müsse, war unbestritten. Manche Formen der Busse, die hier und dort noch praktiziert werden, sind überlebt. Ein vernünftiges Mass von Spiel und Sport, der Gebrauch von modernen Entspannungsmitteln sind zur Aufrechterhaltung körperlicher und seelischer Gesundheit im jungen Menschen heute einfach unentbehrlich geworden. Freilich muss der Geist der Ent-sagung, ohne den der Weg zur Vollkommenheit nicht beschritten werden kann, in seiner ganzen Reinheit bewahrt werden.² Die modernen technischen Mittel sollen, soweit sie ökonomischer und für die Arbeit förderlicher sind, nicht als der Armut widersprechende Luxus-Artikel betrachtet werden. Ein Redner am Kongress stellte das Prinzip auf: Für den Geist der Armut ist die Art und Weise der Verfügung über eine Sache entscheidender als die Sache selber. Angesichts der

¹ Wir gebrauchen die Worte Ordensleute und Ordensstand hier im weitesten Sinn. Es sind also darunter alle jene gemeint, die durch die drei evangelischen Räte der Armut, Keuschheit und des Gehorsams sich Gott geweiht haben, sei es in einem Orden oder in einer Kongregation, sei es in einer Genossenschaft mit gemeinsamem Leben ohne öffentliche Gelübde, sei es in einem «Weltlichen Institut», deren Mitglieder ganz in der Welt leben und sich in und mit ihrer Berufsarbeit restlos dem Apostolate widmen.

² Der moderne Grundsatz: «Ausdehnung der Freiheit, soweit möglich, Einschränkung der Freiheit, soweit notwendig» wurde vom Papste abgelehnt, da er im Widerspruch zum evangelischen Rat des vollkommenen Gehorsams und zum ewig gültigen Beispiel Jesu stehe. Es wurde aber doch auch anerkannt, dass die Oberinnen von Frauenklöstern und Kongregationen sich im allgemeinen zu autoritär zeigen.

heute oft bitteren Armut in den beschaulichen Klöstern, deren stilles Opfer- und Gebetsleben von der modernen Welt nicht mehr verstanden und nicht mehr wie früher durch milde Gaben unterstützt wird, hat Rom bereits selber eine wichtige Konzession gemacht. Die während des Kongresses veröffentlichte apostolische Konstitution «Sponsa Christi» gestattet und empfiehlt den beschaulichen Frauenklöstern eine «Erwerbstätigkeit», um den notwendigen Lebensunterhalt zu sichern. Zum Teil aus dem gleichen Grund, vor allem aber im Interesse des geistlichen Wohles, dringt Rom auf den föderativen Zusammenschluss von kleinen Klostergemeinschaften, in denen oft Mangel an fähigen Obern und Erziehern herrscht. Zudem bedeuten die vielen kleinen Werke eine Kraftverschwendung und Kraftzersplitterung.

Grosses Gewicht wurde auf das Nachwuchsproblem und die neue Formung der Ordensjugend gelegt. Eine reiche Erfahrung der Erziehungsarbeit in den verschiedenen Orden brachte wertvolle Erkenntnisse an den Tag. In mehreren Voten wurde der Wunsch angemeldet, die unterste Altersgrenze für den Eintritt ins Noviziat möchte auf mindestens 18 Jahre heraufgesetzt werden, damit die Prüfung vor dem endgültigen «Schritt über die Klosterschwelle» bei grösserer geistiger und seelischer Reife geschehe. Weitere Stimmen sprachen sich für eine Verlängerung der Noviziatszeit auf zwei Jahre aus. Nach der Feststellung von P. Larraona, dem Sekretär der Religiosenkongregation, tendieren heute fast sämtliche Institute auf eine nochmalige letzte geistliche Sammlung nach Abschluss der Studien hin, wie es bei den Jesuiten schon lange in Übung ist. Auf die Klage hin, die geistige Bildung stehe oft nicht auf der Höhe der Zeit, konnte P. Larraona eine seit Jahren vorbereitete und bald abgeschlossene Instructio für eine bessere Ausbildung der Ordensjugend ankündigen.

Im Mittelpunkt der ganzen Studienwoche stand aber deutlich das brennende Anliegen des Apostolates im heutigen industriellen Zeitalter.³ Bereits im ersten Hauptreferat stellte P. Lombardi bekümmert fest: «Wenn man die Grösse der Aufgabe betrachtet, die die zugespitzte Zeitlage den Ordensleuten überantwortet, so steht unleugbar eine grosse Zahl von ihnen hinter der Erwartung zurück. Rechtlich gesehen mögen alle diese Ordensleute von hoher Würde sein, geschichtlich gesehen mögen sie ruhmvoll dastehen, konkret betrachtet erweisen sich viele als ungenügend gerüstet für die schwere Verantwortung von heute. Nicht dass sie im Durchschnitt schlimmer wären als die Ordensleute der Vergangenheit. Aber im Vergleich zur Grösse der Stunde erwecken so manche nicht den Eindruck, dass es sich bei ihnen um Abteilungen handelt, die — wie Truppen am Vorabend eines ruhmreichen Vormarsches — in fiebriger Bereitschaft stehen». «Es fehlt nicht an Instituten, die im alten Trott des geistlichen Lebens und der äusseren Tätigkeit ihres Weges gehen und nicht merken, dass eine neue Ära an ihre Tore pocht, die einen ganz andern Einsatz verlangt. Sie leben weiter im Rhythmus des ordentlichen Tagewerkes, was nichts anderes als Verschlafenheit ist in der 'Stunde der Aktion', wie der Hl. Vater diese Stunde genannt hat. Welcher Gegensatz zum Leben ihrer Gründer! Allgemein gesprochen erwarben sich diese den leuchtenden Ruhm dadurch, dass sie sich mit ganzer Kraft mitten hineinstellten in das Drama der Zeit und der Kirche die geeignetsten Mittel für die damals brennenden Anliegen zur Verfügung stellten. Jetzt scheinen sich ihre Söhne und Töchter zufrieden zu geben, diese Beispiele in Erinnerung zu rufen. Nicht selten sitzen sie schwer beweglich auf den seither bezogenen Positionen, die sie ohne allzugrosse Begeisterung halten, da die gewandelte Zeit sie in die zweite und dritte

³ Daraus ist wohl eine gewisse Einseitigkeit des Kongresses zu erklären. Man redete und diskutierte viel über das aktive Ordensleben. Das kontemplative Ordensleben dagegen kam mehr nebenbei zur Sprache (cf. «Ons geestelijke Leven», Bijlage, Jan. 1951, S. 21 f.).

Frontlinie verschoben hat» (cf. «Der Grosse Entschluss», Jan. 1951, S. 101 f.).

Die neue Zeit verlangt neue Wege des Apostolates. Es gilt die der Religion fernstehenden Bezirke des modernen Lebens, die Welt des Fabrikarbeiters, der Gewerkschaften, der wissenschaftlichen Forschung, des Radios usw. zu gewinnen. Dazu braucht es seelsorgerliche Methoden, die dem Denken und Empfinden des modernen Menschen entsprechen. Eindringlich mahnte der Papst in seiner Schlussansprache: «Studiert die Anschauungen, die Urteilsweise, die Sitten eurer Zeitgenossen, unter denen ihr lebt. Auf andere Art vermöget ihr nicht, ihnen Licht, Hilfe, Stütze, Führung zu bieten». Die Lösung der sogenannten Arbeiterpriester, die den Talar ablegen und den Arbeitsdrilch anziehen, um mit den Arbeitern in den Fabriken und Bergwerken zu arbeiten und so wieder den Kontakt mit der Arbeitermasse zu finden, fand Zustimmung und Ablehnung.

Wie aber auch die neuen Wege aussehen werden, unüberhörbar war der dringliche Ruf nach vermehrter apostolischer Arbeit der Ordensleute. Kein geringerer als Kardinal Piazza rief dem Kongress die Worte zu: «Heraus aus der Klausur! Das ist das Lösungswort des Papstes für alle die, die nicht an die undurchbrechbaren Gesetze der Klausur oder andere schwere Verpflichtungen gebunden sind. Wenn das Haus brennt, müssen alle zum Löschen eilen». Er ging zwar nicht so weit wie gewisse «Aktivisten» auf dem Kongress, die am liebsten auch die rein beschaulichen Klosterfrauen mit strenger Klausur zum Katechismus-Unterricht auf die Strasse geschickt hätten. Die rein beschaulichen Orden wie Karmelittinnen, Klarissinnen und Trappistinnen sollen dem ursprünglichen Geist folgen, um einer der grössten Reichtümer für die Kirche zu sein, nämlich um die «Gebetsbasis» für das aktive Apostolat zu bilden. Aber die päpstliche Verordnung «Sponsa Christi» sieht doch den Zeitpunkt für gekommen, auch das klösterliche Leben von rein beschaulichen Orden mit einem dem kontemplativen Leben nicht widersprechenden Apostolat zu verbinden.⁴ Aus diesem Grunde ist die strenge päpstliche Klausur durch die Einführung von grosser und kleiner Klausur gelockert worden.

Würdigung

Dass in einem so bunt zusammengewürfelten Kongress die Wünsche und Forderungen für eine zeitgemässe Anpassung nicht immer übereinstimmten, ist selbstverständlich. Das Kulturniveau der vertretenen Länder war zu verschieden. Intellektuell und religiös zeigte sich ein gewaltiger Unterschied zwischen den nördlichen und südlichen Ländern wie Italien und Spanien. Viele Lösungen, die in Paris oder Brüssel oder Berlin selbstverständlich, ja notwendig erscheinen, sind jenseits der Alpen einfach undenkbar. (Wie konnte man darüber diskutieren, ob elektrisches Licht, Zentralheizung, fliessendes

⁴ Die apostolische Konstitution «Sponsa Christi» bestimmt: Damit alle Klosterfrauen ihrer Berufung zum Apostolat getreu erfunden werden, dürfen sie nicht bloss die allgemeinen Mittel des klösterlichen Apostolates (das Beispiel der christlichen Vollkommenheit, das Gebetsleben, Opfer und Busse) anwenden, sondern sie sollen überdies folgendes beobachten:

1. Die Klosterfrauen, die durch die Konstitutionen oder Regeln zu einem speziellen Apostolat verpflichtet sind, müssen sich weiterhin diesem Werk in Treue widmen.

2. Die Klosterfrauen, die sich dem rein beschaulichen Leben geweiht haben, sollen ihr äusseres Apostolat, wenn sie ein solches in ihrer Tradition übernommen haben oder hatten, beibehalten oder, wenn sie es aufgegeben hatten, wieder aufnehmen, natürlich in Anpassung an die modernen Zeitbedürfnisse und immer unter Wahrung des beschaulichen Lebens. Wenn dagegen ihr rein beschauliches Leben weder durch die Konstitutionen noch die Tradition mit einem äusseren Apostolat verbunden war, so können oder müssen sie — wenigstens aus Nächstenliebe — mit einem solchen betraut werden, aber nur in notwendigen Fällen und für begrenzte Zeit.

Wasser mit der Armut vereinbar seien, oder gar darüber heftig streiten, ob der junge Kleriker zum Sport seinen Talar ausziehen dürfe!) Die Ordensleute im Süden sind für manche neue Formen, die im Norden selbstverständlich sind, um die der Hl. Stuhl weiss und die er auch billigt, psychologisch noch gar nicht vorbereitet. So ist es nicht verwunderlich, dass französische Kongressisten den Kongress wenig modern fanden und enttäuscht heimkehrten. Es war auch tatsächlich schade, dass gerade die kulturell fortgeschrittensten Länder am Kongress relativ schwach vertreten waren. Amerikaner sah man wenige. Die Deutschen kamen überhaupt nicht zum Wort. Statt dessen wimmelte es von Italienern, die in der Flut ihrer begeisterten Worte oft eine klare Diskussion der wahren Probleme verhinderten. (Dazu gesellten sich noch viele «auditores», Zaungäste, zumeist junge Philosophie- und Theologiestudenten aus den römischen Seminarien, die zu ganz ungelegener Zeit Beifall klatschten!) Bedauert haben manche, dass die Ordensfrauen zu den Konferenzen und Beratungen nicht zugelassen wurden, sondern nur Predigten in S. Ignazio zu hören bekamen! Mit nicht wenig Skepsis stand man auch gewissen militanten Rednern gegenüber, die trotz der so verschiedenen Situationen in den einzelnen Ländern in bezeichnender Vereinfachung ihre Reformpläne und Wünsche gleich in Gesetzen von oben ausgedrückt sehen wollten. Man vergass oft zu sehr, dass die konkreten Verhältnisse, die von Land zu Land wechseln, von einem allgemeinen, abstrakten Gesetz nicht erfasst werden können. Zu viele Regelungen von oben würden leicht zu einer Zwangsjacke werden, wie ja bereits genug Beschwerden gegen manche bestehende allgemeine Regelungen vorgebracht wurden. Das Problem der Anpassung an die Erfordernisse der Zeit kann am wenigsten durch eine verschärfte Zentralisation gelöst werden. Die Ansprache des Papstes zum Abschluss des Kongresses zeigte denn auch jenen weiten Blick und jene kluge Besonnenheit, die schon die jüngste Instructio an den Klerus der gesamten Kirche auszeichneten. Der Papst zeigt die Route an, lässt aber viel Freiheit für eigene Initiative in den einzelnen Ländern und Situationen. «Die Oberhirten desselben Gebietes oder desselben Landes», so sagt Pius XII. in seiner Mahnung an den Klerus, und diese Worte wurden von Kardinal Piazza in der Eröffnungsrede des Kongresses ausdrücklich zitiert, «sollen wiederholt zu Beratungen zusammenkommen, um die Lage und Bedürfnisse ihres Territoriums ins

Auge zu fassen und die geeignetsten und zeitgemässesten Mittel für die apostolische Arbeit zu studieren».

Was den Kongress — trotz aller seiner Schwächen — doch zu einem entscheidenden Ereignis in der Geschichte des Ordenslebens machen dürfte, das ist zunächst das schlichte Factum: Die Parole zur Erneuerung und zeitgemässen Anpassung des Ordenslebens ist von oberster kirchlicher Stelle ausgegeben worden. Von höchster kirchlicher Autorität wurde es ausgesprochen, dass die neue Zeit neue Formen verlangt. Mit seltener Deutlichkeit hat man es frisch herausgesagt: nicht das ist der mustergültige Ordensmann, der die Regeln und den ganzen dicken Kodex der Traditionen und Gewohnheiten bis zum letzten Häkchen befolgt, dabei aber an der Not und den Erfordernissen der Zeit vorbeilebt; nicht der Obere bewahrt den ursprünglichen Ordensgeist, der die Untergebenen in einer überlieferten Schablone festhält und niemals den Mut hat, einzelne Bestimmungen den Zeiterfordernissen gemäss zu interpretieren, sondern das sind die wahren Ordensleute, die in den stets wechselnden Verhältnissen den Geist des Ordens ins Leben umsetzen (cf. 1. Hauptreferat von P. Lombardi).

Das zweite grundlegende Ergebnis ist die vom Papste ausgesprochene Feststellung der wesentlich apostolischen Sendung der Ordensleute. Auch die beschaulichsten Ordensgemeinschaften sind zum Apostolat berufen, mag es bei ihnen auch mehr ein Apostolat des Gebetes und der Busse als der äussern Tat sein. Heiligkeit des Lebens und Apostolat sind untrennbar.

Noch ein Drittes darf man füglich nennen. Der Kongress mit seiner bunten Fülle von Ordenstrachten und ebensoviel geistigen Richtungen war eine seltene Demonstration des gegenseitigen Verständnisses. Der herrliche Choral: Ubi caritas et amor. . ., den die Südländer jeden Morgen spontan anstimmten, und der von der ganzen Versammlung übernommen wurde, war wirklich der Ausdruck einer innersten Haltung.

Wie weit die Wünsche des Kongresses in Erfüllung gehen, wird zum grossen Teil von der lebendigen Aufgeschlossenheit und der tatkräftigen Bereitschaft der einzelnen Ordensgemeinschaften und der einzelnen Ordensleute abhängen. Ihrer Verantwortung ist es anheimgestellt, ob die an alle Ordensleute ergehende Forderung zur Wahrheit wird: «Das Zeitalter, das im Kommen ist, muss sie auf ihrem Posten sehen» (P. Lombardi).

Dr. A. Ebnetzer.

Freiheit oder Friede?

Die Zweiwochenschrift der ungarischen Katholiken im Ausland, «Elet», brachte am 25. Februar 1951 unter diesem Titel einen Artikel des ungarischen Staatswissenschaftlers L. Feketekuty. Die Fragen, die Feketekuty in dem Artikel aufwirft, sind von brennender Aktualität. Auch wenn man sich mit manchen Formulierungen und vielleicht mit gewissen Ansichten des Autors nicht identifizieren mag, so wird man doch an einer Auseinandersetzung mit den Gedankengängen nicht vorbeikommen. Wir bringen im Folgenden einen vom Autor vorgelegten deutschen Wortlaut.

Die klassische naturrechtliche Schule des Völkerrechtes (Suarez, de Vittoria usw.) betrachtete das Phänomen des Krieges nicht als eine isolierte Erscheinung, sondern untersuchte es stets in Zusammenhang mit den Umständen, die den Krieg auslösten. Sie lehrte, dass der Krieg erlaubt sei, wenn 1. er für die Verteidigung bzw. Rettung der höchsten Güter der Menschheit geführt wird; wenn 2. vorher die Möglichkeiten einer friedlichen Lösung des Konfliktes erschöpft worden sind und wenn 3. die Schäden, die der Krieg nach menschlichem Ermessen verursachen kann, voraussicht-

lich nicht höher ausfallen werden, als die Schäden, die man durch den Krieg zu verhüten sucht.

Diese theoretisch eindeutigen Grundsätze sind jeweils notwendigerweise mit gewissen Tatbeständen verknüpft, die der subjektiven Beurteilung einen weitgehenden Raum gewähren.

1. Fürs erste stellt sich heute die Frage, was die menschlichen Werte sind, denen der russische Kommunismus mit Vernichtung droht und ob die bedrohten Werte derart wesentlich sind, dass ihre Rettung sogar einen Krieg erlaubt macht. Gewisse Prozesse und Säuberungen, die gewaltsame Kollektivisierung der Landwirtschaft und die allgemeine Ausbeutung der Arbeiterschaft im Dienste der russischen Aufrüstung haben aber schliesslich offenkundig gemacht, dass hinter dem eisernen Vorhang nicht Teilinteressen besonderer Klassen, sondern die allgemeine menschliche Freiheit auf dem Spiele steht. Diese Einsicht führte noch nicht zur Erkenntnis, dass die Freiheit unteilbar ist. Man betrachtete die Freiheit vorerst nicht für sich, als einen absoluten Wert, sondern stellte sich die Frage auf folgende

Weise: Sollen wir für die Verteidigung oder Wiederherstellung der Freiheit anderer einen Krieg riskieren? Welches ist der höhere Wert: die Freiheit anderer oder unser eigener Friede?

Die Gegenüberstellung der Freiheit und des Friedens erwies sich als nicht glücklich, da Freiheit und Frieden tatsächlich keine gegensätzlichen Begriffe sind, sondern die Freiheit im Frieden mitbegriffen ist. Ohne Freiheit gibt es keinen wirklichen Frieden.

In der westlichen Welt wird das Problem des Friedens heute meistens formalistisch aufgefasst. Friede ist der Zustand des Nicht-Krieges. Es wird nicht geprüft, um was für Frieden es sich handelt: um den Frieden in Freiheit oder den Frieden der Konzentrationslager und Gefängnisse. Die kommunistische Provokation in Korea hat indessen einen Klärungsprozess eingeleitet. Man beginnt einzusehen, dass die Welt nicht im Frieden leben kann, solange die Hälfte der Menschheit zur Knechtschaft verurteilt ist. Die Artikel, die Salvador de Madariaga, Präsident der liberalen Internationale, in der «Neuen Zürcher Zeitung» und der angesehene Jesuitenpater Brucculeri im römischen «Quotidiano» veröffentlichten liessen, stellten mit fast gleicher Beweisführung fest: Auf der Rängeleiter der menschlichen Werte steht die Freiheit über dem formellen Frieden. «Für die Kirche steht nicht der Friede zuoberst auf der Stufenleiter der irdischen Werte» — schreibt zum Beispiel P. Brucculeri —, «sondern die menschliche Persönlichkeit mit ihrem heiligen Recht auf Freiheit und ihrem unbezwingbaren Hang nach Gerechtigkeit. Ein Friede, der nicht im Dienste dieser höchsten Güter steht, ist unentschuld-bare Feigheit, schändliche Abdañkung oder Verleugnung des eigenen Wesens.»

2. Die zweite Frage, die im Zusammenhang mit dem erlaubten Krieg auf Beantwortung wartet, lautet: Sind die Möglichkeiten zur friedlichen Lösung des bestehenden Konfliktes als erschöpft zu betrachten oder nicht? Der westliche Durchschnittsmensch und Durchschnittspolitiker sieht im heutigen Weltkonflikt vor allem den Zusammenstoss von gegensätzlichen Machtinteressen — vorwiegend wirtschaftlicher Natur — oder noch einfacher, den Machtkampf der Riesenmächte: der Vereinigten Staaten und Russlands in Europa, und der Vereinigten Staaten und Chinas in Asien. Demgemäss wird die «friedliche Lösung» des Konfliktes als eine Art Kompromiss zwischen den entgegengesetzten Interessen gedacht. In Europa dürften z. B. die Sowjets ihre bisherigen Eroberungen erhalten — unter Verzicht auf weitere Expansion. In Asien würden Formosa und Korea der chinesischen Volksrepublik zufallen, während die Amerikaner ihren Einfluss in Japan und die Engländer Hongkong bewahren könnten. Die englischen Kapitalisten in Hongkong und Malaya haben die Haltung der englischen Regierung im Fernost-Konflikt weitgehend mitbeeinflusst. Nur wenige sehen es, wie gefährlich diese materialistische Auffassung des Weltkonfliktes und der damit verbundene Gedanke der «Teilung» eben für Europa ist.

In anderem Lichte erscheinen die Aussichten auf eine friedliche Lösung des Konfliktes vor jenen, die — ohne die tatsächlich vorhandenen wirtschaftlichen Interessen ausser Acht zu lassen — das Wesen des Konfliktes vor allem im Zusammenstoss der beiden Gesellschaftssysteme der Freiheit und der Knechtschaft sehen. Zwischen Freiheit und Knechtschaft gibt es keinen Kompromiss; die Auseinandersetzung kann nur entweder mit der Befreiung der Vernechteten oder der Versklavung der Freien enden. Prinzipiell besteht durchaus die Möglichkeit, dass ein totalitärer Staat freiwillig oder von den Umständen gezwungen, die Freiheit wiederherstellt. Diese Chance muss man mit Geduld und Takt bis zum Äussersten erproben. Früher oder später entsteht aber eine Lage, in der nach menschlichem Ermessen keine Hoffnung mehr auf eine solche friedliche Entwicklung besteht.

Allen Anzeichen nach beginnt die amerikanische Öffentlichkeit die Weltlage so zu beurteilen, dass sich die Aussichten auf eine friedliche Beilegung des Konfliktes ihrem Ende nähern. In Westeuropa betrachtet man hingegen diese Chancen noch bei weitem nicht als erschöpft.

3. Die dritte Bedingung des erlaubten Krieges wirft eine weitere Tatsachenfrage auf: Was verursacht dem Gemeinwohl einen grösseren Schaden, der Krieg oder ein Friede «um jeden Preis»?

Falls im vorneherein keine Aussicht auf eine erfolgreiche Beendigung des Krieges besteht, weil z. B. der Kriegführende ungenügend gerüstet ist, dürfte es klar sein, dass der Krieg — als unnützes Blutvergiessen — unerlaubt ist. Der gegenwärtige Stand der Rüstung im freien Westen ist zweifellos ungenügend, und so fehlt heute die dritte Voraussetzung des erlaubten Krieges. Von diesem Standpunkt aus ist die zögernde Haltung der westlichen Welt durchaus zu verstehen. Die militärische Macht des Westens wird aber in absehbarer Zeit diejenige der Sowjetunion erreichen, wenn nicht überschreiten. Dann wird auch die letzte Frage des erlaubten Krieges an Aktualität gewinnen: Was bedeutet einen grösseren Schaden für das Wohl der Menschheit, die voraussichtlichen Verwüstungen des Krieges, oder aber die Vernichtung und die Leiden, die Folgen des Bolschewismus sind?

Ein in der vatikanischen Hierarchie hochstehender Prälat, Msgr. Ottaviani, gab vor drei Jahren in einem Artikel der Meinung Ausdruck, dass — angesichts der unermesslichen Vernichtungsmöglichkeiten der modernen Kriegstechnik — kein menschlicher Wert vorhanden sei, dessen Rettung einen Krieg erlaubt machen könnte («Bellum omnino interdicendum»). Die Sowjetpropaganda nützte diesen Artikel für ihre Zwecke voll aus und die Ansicht von Msgr. Ottaviani fand auch in katholischen Kreisen lange Zeit keinen Widerspruch: Erst neuerdings wurden Stimmen laut, dass es sich hier nicht um eine grundsätzliche, sondern um eine tatsächliche Frage handle, die in verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten und auf Grund von neuen Erfahrungen jeweils anders beantwortet werden kann. Anders war die Sicht z. B. im Jahre 1948, als die Grausamkeit der bolschewistischen Unterdrückung noch nicht deutlich in Erscheinung trat, während die Wunden des vergangenen Krieges noch schmerzlich brannten; und wiederum anders wird die Sicht im Jahre 1951 sein. Im Urteil eines Italiener oder Franzosen wird das Interesse für das Weiterbestehen des heutigen «Friedens» naturgemäss mit grösserem Gewicht in die Waagschale fallen, als die menschliche oder konfessionelle Solidarität; während jene Europäer, die den Bolschewismus am eigenen Leib erfahren haben, die Meinung vertreten, dass der langsame Tod in der bolschewistischen Hölle grausamer ist, als der plötzliche Tod auf dem Schlachtfeld oder im Luftschutzkeller.

Das Problem kann von Menschen nie mit voller Sicherheit entschieden werden. Es ist aber möglich Vergleiche zu machen. Z. B. durch Nebeneinanderstellen der Menschenverluste aus dem zweiten Weltkrieg und der Opfer, die in einer gleichen Zeitspanne, zwischen 1945—1951, in bolschewistischen Vernichtungslagern und Gefängnissen, oder durch russische Gewalt gestorben sind. Oder: Durch Vergleichen der Verwüstungen des vorigen Krieges und der materiellen Schäden, die durch den «kalten Krieg» verursacht werden (Streike, Sabotage, wirtschaftliche Unsicherheit, wiederholte Umstellung der Wirtschaft usw.). Schliesslich kann man versuchen, einerseits den moralischen Schaden zu wägen, den der Krieg als Gewaltlösung verursacht. Und andererseits jenen moralischen Schaden ins Auge zu fassen, den ein solcher Friede zur Folge hat: Knechtschaft eines Drittels der Menschheit, Verfolgung und Erniedrigung von Millionen von Christen.

Das Ergebnis dieser Vergleiche wird darüber entscheiden, ob ein erlaubter Krieg möglich ist.

Ex urbe et orbe

Die Fünfte Internationale

Anfang März dieses Jahres hat in London eine dreitägige Beratung der Comisco, des Ausschusses der Internationalen Sozialistischen Konferenz, stattgefunden und als wichtigsten der gefassten Beschlüsse die Namensänderung der Organisation bekanntgegeben. Die Internationale Sozialistische Konferenz wird fortan «Sozialistische Internationale» heißen und in der Numerierung als «Fünfte Internationale» gelten. Der nächste und erste Nachkriegs-Kongress der Sozialistischen Parteien wird am 29. Juni dieses Jahres in Frankfurt am Main beginnen und der Gründungskongress der Sozialistischen Internationale sein.

Zum Verständnis des Comisco-Beschlusses sei über die Numerierung der Internationalen und den Charakter der neuen Sozialistischen Internationale folgendes mitgeteilt.

Die sozialistischen Internationalen haben ihre Entwicklung numeriert. Der Weg beginnt mit der Ersten Internationale, die als Internationale Arbeiter-Assoziation (I. A. A.) Ende September 1864 in London gegründet wurde. Der Zwist zwischen Proudhonisten und Marxisten führte auf dem fünften Kongress 1872 im Haag zur Spaltung und 1876 zur vollständigen Auflösung der Internationale. — Zur Gründung der Zweiten Internationale kam es anlässlich der Weltausstellung in Paris 1889. Mit der Neugründung wurde auch die Feier des 1. Mai beschlossen. Diese Zweite Sozialistische Arbeiter-Internationale ist 1940 zusammengebrochen, nachdem sie, mindestens grundsätzlich, schon 1933-34 mit der Machtübernahme des Nationalsozialismus in Deutschland ihre Tätigkeit eingestellt hatte. Äusseres Zeichen des Zusammenbruches war die Flucht Friedrich Adlers, des Sekretärs der Internationale, im Jahre 1940 aus Europa nach den Vereinigten Staaten.

Die Dritte Internationale wurde im März 1919 als Kommunistische Internationale (Komintern) in Moskau gegründet. Die Kommunistische Internationale hat mit Kriegsausbruch, im Jahre 1939, ihre offizielle Tätigkeit auch eingestellt und auf Weisung Stalins 1944 sich aufgelöst. Sie ist 1948 wiedererstand als Kominform, zuerst mit Sitz in Belgrad, dann, nach Ausbruch des Tito-Konfliktes, in Bukarest, wo sie heute noch arbeitet und über einen mächtigen Apparat verfügt. Nach dem ersten Weltkrieg gab es für kurze Zeit allerdings eine von Schweizern und Österreichern hauptsächlich getragene Zweieinhalb Internationale.

Die Vierte Internationale endlich ist die zahlenmässig kleine Weltorganisation der Anhänger Trotzki's, die fanatisch Stalin bekämpfen und ihm die Umbiegung des Kommunismus in eine persönliche Diktatur vorwerfen. Sektionen der Vierten Internationale gibt es in Italien, Belgien, England, in der Schweiz (wo sie sich «Marxistische Aktion der Schweiz» nennt) und andernorts; am bedeutendsten jedoch ist die französische Sektion. Der Sitz der trotzkistischen Internationale ist in Paris.

So ist verständlich, warum sich die neue Internationale der Sozialistischen Parteien als Fünfte Internationale bezeichnet.

Von sozialistischer Seite wird betont, dass die Namensänderung äusserer Ausdruck eines Reifegrades sei, den die internationale demokratisch-sozialistische Zusammenarbeit der Nachkriegszeit endlich erreicht habe. Zur Charakterisierung der neuen Internationale ist diese Tatsache auch beachtenswert.

Hauptsächlich von der englischen Labour-Bewegung aus wurde schon Ende 1944 und wieder im Mai 1946 an der internationalen sozialistischen Konferenz in Clacton on Sea der Versuch gemacht, zu einer neuen politischen Arbeiter-

internationale (die Gewerkschaftsinternationale wurde ja 1945 schon wieder erneuert!) zu kommen. Der Grund, warum die Versuche scheiterten, wurde vom schweizerischen Delegierten an den sozialistischen Nachkriegskonferenzen, Dr. Hans Oprecht, so formuliert: «Es darf vor allem nicht auch nur der Verdacht aufkommen, die neue sozialistische Arbeiterinternationale sei eine antirussische Internationale. Die Gefahr, dass solch eine Entwicklung innerhalb der sozialistischen Arbeiterbewegung sich durchsetzen könnte, ist gross» (Der Sozialismus in Europa, S. 3).

An der Konferenz in England 1946, von der Dr. Oprecht in der genannten Schrift berichtet, wurde von einigen sozialistischen Delegierten der machtvolle internationale Zusammenschluss der sozialdemokratischen Kräfte gegenüber der kommunistischen Sowjetunion gefordert. Darunter waren auch Leute der heute längst zerschlagenen sozialdemokratischen Parteien in Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei.

Insofern bedeutet der neue sozialistische Beschluss den Sieg der Einsicht, dass für den demokratischen Sozialismus politische Kompromisse mit dem Kommunismus und mit der kommunistischen Sowjetunion und den Volksdemokratien nicht mehr in Frage kommen. Nur hat es reichlich lange gedauert, bis der demokratische Sozialismus mehrheitlich zu dieser Einsicht kam.

Demgegenüber berührt es eigenartig, dass im Schosse der Comisco, also des Ausschusses der neuen Sozialistischen Internationale, mit soviel Krafteinsatz gegen das Franco-Regime in Spanien protestiert und gearbeitet wird. Man mag sich zu Franco stellen wie man will, auf jeden Fall ist seine Diktatur, wie das vor fünf Jahren bereits Beveridge offiziös festgestellt hat, unmöglich mit der kommunistischen zu vergleichen.

Die sozialdemokratische Bewegung glaubt, schon deswegen die berufene Bewegung aus dem Wirrwarr unserer Tage zu sein, weil sie in ihrem Programm die Forderung der sozialen Ordnung (Antikapitalismus) mit dem Bekenntnis der persönlichen und staatlichen Freiheit (Antidiktatur) verbindet. Gerade am Lavieren der Sozialdemokratie und am langsamen Reifen von Einsichten, die selbstverständlich sein sollten, ermisst man das Verhängnis, das darin besteht, dass eine politische Bewegung über Massen verfügt, aber in ihrer Führung nicht auf durchdachte weltanschauliche Grundsätze baut.

Die «neuen Rechte» der Frau in der Sowjetzone

Das Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen in Bonn gibt eine kleine Flugschrift zum sowjetzonalen «Gesetz über den Mutter- und Kinderschutz und die Rechte der Frau» vom 27. September 1950 heraus. Sie ist zwar als Abwehr- und Aufklärungsschrift gedacht, leistet aber durch ihre sachlichen Argumente einen trefflichen Dienst zur Aufdeckung der schamlosen Ausbeutung und Zerstörung, die unter dem heuchlerischen Titel neuer «Rechte» von den kommunistischen Behörden an Familie, Frau und Volk getrieben wird. Die Grundsätze dieses neuen Frauen- und Eherechtes, dieses Kinder- und Mutterschutzes beruhen auf folgenden Grundgedanken:

1. Die Ehe hat keine soziale Funktion, keine Kulturaufgabe als Grundlage der Staatsordnung und keinen sittlichen Wert.

Die Verwirklichung einer Familien- und Wohngemeinschaft, die Erziehung von Kindern wird nicht als schöpferische Leistung der Frau betrachtet. Jede Tätigkeit im Familienhaushalt wird verächtlich als «zermürbende Nebenbelastung» gekennzeichnet; ihr wird die «gesellschaftliche, schöpferische Arbeit» in der Industrie gegenübergestellt.

2. Die Ehe selbst ist aber keine messbare Arbeitsleistung, die materielle Werte erzeugt. In ihrer bisherigen Form ist sie ein Hindernis für den Produktionsprozess und die Planerfüllung der Wirtschaft, weil sie die Ehefrauen und Mütter vom Arbeitseinsatz fernhält.

Sie ist im Hinblick auf die Sowjetisierung des öffentlichen Lebens eine Gefahr, weil sie die Frauen der politischen Kontrolle und Beeinflussung durch die Massenorganisationen entzieht.

3. Die Ehe ist nur insoweit für den Staat von Interesse, als sie der Erzeugung von Kindern dient. Der Kinderreichtum wird gefördert. Die Erziehung der Kinder, in der Familie, ist aber von untergeordneter Bedeutung. Sie soll vom Staat übernommen werden.

4. Ehe- und Familienrecht sollen nicht der Festigung der Ehegemeinschaft dienen. Sie haben nur die einzige Aufgabe, beide Ehegatten von allen Hindernissen zu befreien, um sie dem Arbeitseinsatz und der politischen Kontrolle zuzuführen.

5. Da diese Prinzipien allen natürlichen Auffassungen und Gewohnheiten in Deutschland widersprechen, muss ihre Verwirklichung notfalls durch Gefängnisstrafen erzwungen werden.

Alle sozialen Hilfsmassnahmen werden auf den Betrieb konzentriert, nicht mehr auf das Heim der Familie. Erst wenn die Frauen sich weit genug, räumlich und innerlich, von der Familie gelöst und an den Betrieb gebunden haben, hat die sowjetische Ideologie ihre «schöpferischen Kräfte» für sich

gewonnen: Dann werden die Frauen in der Erfüllung des Fünfjahresplans eine wichtigere Aufgabe sehen als in der Gemeinschaft der Ehe und in der Erziehung der Kinder. Mit zynischen Worten hat Otto Grotewohl diese Entwicklung gekennzeichnet:

«Die Frau tritt aus dem engen Haushalt ihrer Familie immer mehr heraus. Aus dem eigenen Haushalt wird der Staatshaushalt, aus dem Staatshaushalt wird der Wirtschaftsplan und seine Erfüllung.»

Mit Recht schliesst die Schrift mit der erschütternden Feststellung:

Unter den verführerischen Parolen des «Weltfriedens» und der «Ächtung der Atombombe» sollen die Frauen veranlasst werden, Unterschriften zu leisten und Bekenntnisse für den Frieden abzulegen. Vor allem durch den «Demokratischen Frauenbund» werden ihnen die trügerischen «Rechte» der Frau und die Forderungen der Humanität angepriesen. Alle diese Machenschaften dienen aber in Wahrheit nicht dem Frieden. Sie sollen nur die Wachsamkeit der Frauen einschläfern, ihre innere Widerstandskraft gegenüber der östlichen Machtpolitik lähmen und sie zu einem Stosstrupp des Stalinismus machen.

Wenn dort vom Frieden die Rede ist, so möge man nicht vergessen, dass gleichzeitig in der Sowjetzone unter dem Vorwand der «Gleichberechtigung» ein brutaler Kampf gegen die Familien, die Mütter und Kinder mit Hilfe der neuen Gesetze eröffnet worden ist.

Buchbesprechungen

von Matt Leonard: Papsttum und Vatikan. Grossformat. NZN-Verlag, Zürich, 1950.

Zu Weihnachten 1950 ist der zweite Band des Romwerkes von Leonard von Matt erschienen. Der erste Band hatte zweifelsohne grosse Hoffnungen für den zweiten geweckt, aber auch die Frage gestellt, ob es dem Autor gelingen würde, den Vatikan und das Leben dasebst in ebenso packender Weise darzustellen, wie ihm dies in seiner Darbietung über die Kunst in Rom geglückt war.

Phototechnisch, künstlerisch steht dieser Band dem ersten in keiner Weise nach, vielleicht überbietet er in gewisser Beziehung sogar denselben, da es sich hauptsächlich um Innenaufnahmen handelt, wovon wiederum eine Grosszahl während den Zeremonien des heiligen Jahres gemacht werden musste, unter sicher nicht immer idealen Verhältnissen. Selbst die Farbtafeln, wie z. B. die Innenaufnahmen von St. Peter, sind hervorragend, photographisch wie drucktechnisch.

Die Eigenart — oder soll man sagen, das Wagnis — dieses Bandes liegt darin, dass Leonard von Matt mit einer Überfülle von interessantem Bildmaterial einen Einblick in das Leben des Vatikans vermittelt, wie es sonst wohl noch nie geboten wurde. Mag der Vatikan heute auch ein Begriff sein, so können sich doch die allerwenigsten einen konkreten Begriff davon machen, was dort vor sich geht, was man dort arbeitet und wie es dort aussieht. Auf 278 Seiten zeigt uns die Kamera den ganzen Vatikanstaat: Den Papst bei feierlichen Anlässen, bei kirchlichen Hochfesten, im privaten Gespräche bei Audienzen; sogar die Vorbereitungen für das Erscheinen des Papstes in der Öffentlichkeit werden gezeigt. Kardinäle, Römische Kongregationen, die unmittelbare Umgebung des Hl. Vaters, das sonst «unsichtbare» Staatssekretariat, das Geheimarchiv, die technischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Einrichtungen des Vatikans erscheinen im Bilde. Treffende Legenden erhöhen den Wert der Photographien. Ihr völliges Verständnis finden sie schliesslich im glänzend-redigierten Texte dieses Bandes, der von Msgr. Dr. Paul Krieg, Kaplan der Schweizergarde, und vom deutschen Sprecher am Vatikanischen Radio, P. Beat Ambord stammt, wobei der erste Verfasser vor allem die Einrichtungen im Vatikan beleuchtet, während der letztere eine Reportage der Feierlichkeiten vermittelt.

Trotzdem Leonard von Matt so viel Verborgenes und Unbekanntes im Vatikan ans helle Tageslicht bringt, so lässt er sich doch nicht einschliessen in die enge Grenzen des Vatikanstaates. Die Kapitel über die diplomatischen Vertretungen des Vatikans in aller Welt, über

die Ostkirche, über die Propaganda Fidei und die Missionsarbeit, die religiösen Orden und die Hochschulen des Vatikans, an denen Studenten, aus allen Ländern ihre Ausbildung erhalten, zeigen den Vatikan als Zentrum der Weltkirche. Dieses reichhaltige Tatsachenmaterial lässt ahnen, welche Beziehungen der Vatikan besitzt und wieviel Einfluss er tatsächlich auf die ganze katholische Welt ausüben kann. Der Vatikanische Rundfunk ist hierzu nur ein technisches Mittel, das seine Wirkung erst auf Grund obiger Gegebenheiten erzielen kann.

Noch eindrucksvoller und imposanter tritt der Gedanke der Weltkirche in den Vordergrund in den originellen und vielgestaltigen Aufnahmen vom Riesenpilgerstrom, der während des heiligen Jahres nach Rom wallfahrtete. Menschen aus allen Erdteilen, Angehörige aller Volksschichten und Berufe, fast alle Rassen sehen wir auf dem Petersplatz, bei den päpstlichen Audienzen und bei der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Roms. Ein Dokumentarfilm könnte wohl kaum etwas Überzeugenderes in dieser Beziehung bieten.

Abschliessend führt der Autor den Leser nochmals zurück in das religiöse Leben im Vatikan, vor allem im Petersdom. Den Feierlichkeiten im heiligen Jahre ist ein ausführliches Kapitel gewidmet. Aber auch die übrigen grossen kirchlichen Feste mit ihren römisch-vatikanischen Besonderheiten erhalten volle Aufmerksamkeit. Auf diese Weise schliesst der Verfasser den Kreis, den er in seinem zweiten Band um die ganze Welt gezogen hat und bietet dem Leser ein Werk über den Vatikan, das vollständig und doch abgerundet ein wirkliches Meisterwerk ist. J. Zihler.

Scherer Alice, Dr.: «Die Frau». Wesen und Aufgaben, in Wörterbuch der Politik, Heft VI, Herder-Verlag, Freiburg/Breisgau, 1951, 322 Spalten.

Jedes neue Heft aus dieser Sammlung wird mit Interesse und Spannung in die Hand genommen, vor allem darum, weil darin die Fragen der Zeit in einer Weise behandelt werden, dass sie den heutigen modernen Menschen ansprechen und verpflichten.

Wenn innerhalb des «Wörterbuchs der Politik» ein eigenes Heft über Wesen und Aufgabe der Frau erscheint, so deshalb, weil die Mitverantwortung und Mitarbeit der Frau in den gesellschaftlichen Bereichen und Aufgaben noch längst nicht selbstverständlich geworden, ihre tatsächliche Stellung aber bedeutend gewachsen ist, und weil viele Wege noch zu suchen sind. Sowohl die Frauen selber wie diejenigen, in deren Hand ihre Heranbildung und Weiterführung liegt, und ebenso die für das öffent-

iche Leben Verantwortlichen bedürfen vielfach noch einer klareren Einsicht in das Wesen der Frau und in die verschiedenen Ausprägungen ihrer mütterlichen Berufung.

So wurden, aufbauend auf den Grundartikel über das Wesen der Frau, zunächst die Grundformen fraulichen Lebens, Mutterschaft und Jungfräulichkeit, dargestellt, sodann die schicksalgegebenen Lebensformen der Witwe und vor allem der unverheirateten Frau. Nach diesen mehr der Person der Frau zugewandten Untersuchungen mussten die Sachbereiche behandelt werden, innerhalb derer sie sich auszuwirken hat: Beruf, die Hausfrau, Mädchenbildung, Frauenstudium, die Frau in der Kultur der Gegenwart und der frühen Vergangenheit, dann der Weg der Frau in der Gegenwart, die Frau im Recht, im öffentlichen Leben, in Religion und Kirche, die Flüchtlingsfrau. Eine ausführliche Bibliographie beschliesst das sehr wertvolle, reichhaltige Heft.

Alle Probleme werden ohne Enge und Ängstlichkeit noch Sentimentalität, mit einer erfrisenden, belebenden, man möchte fast sagen mütterlichen Nüchternheit und Überlegenheit behandelt. Die Weite, Ruhe und Abgerundetheit des Urteils berühren sehr wohlthuend.

Ausser Prof. Dr. O. v. Nell-Breuning und dem Gatten der Herausgeberin, Dr. Robert Scherer, stammen die Beiträge fast ausschliesslich von Frauen. Wir lesen Namen von Frauen, die auch in der Schweiz einen guten Klang haben: Dr. Alice Scherer, Dr. Gertrud Bäumer, Dr. Maria Muther-Widmer (Die Frau im öffentlichen Leben der Schweiz), Prof. Dr. Elisabeth Liefmann-Keil, Dr. Hildegard Bleyley u. a. Besonders möchten wir auf den sehr schön ausgewogenen und das Wesentliche der Frage erfassenden Artikel von Frau Dr. Muther hinweisen, der wohl das tiefe Grundgefühl der grossen Mehrzahl unserer Frauen wiedergibt.

Da ein eigenes Heft über «Ehe und Familie» geplant ist, blieben hier alle jene Themen unbehandelt, die das Verhältnis von Mann und Frau vor und in der Ehe und ihre gemeinsame Aufgabe in der Familie zum Gegenstand haben. Die Herausgeberin schliesst den trefflichen letzten Aufsatz mit einem Hinweis auf den «Stand» der unverheirateten Frau, die ausserhalb der Ehe und ausserhalb der evangelischen Räte lebt: «Die unscheinbare, jeder Feierlichkeit bare Hingabe an ein ungesichertes, ungewisses Leben, dessen künftige Gestalt in keiner Weise feststeht und dessen Formel einzig lautet: Siehe, ich bin eine Magd des Herrn. Mir geschehe nach seinem Wort!» Ob nicht gerade diese Hingabe an Gott in absoluter Unsicherheit die unverheiratete Frau zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit und damit zur vollen Entfaltung ihrer Persönlichkeit zu führen vermag?
J. David.

Przywara Erich: Hölderlin. Verlag Glock & Lutz, Nürnberg 1949, 180 S.

Przywara hat in seinen Spätwerken zu jener Einfachheit gefunden, die an Form und Gehalt die subtilen Schriften seiner mittleren Schaffensperiode an Tiefe und Konzentration vollenden. Unter diesen Spätwerken steht die vorliegende Hölderlin-Deutung im Mittelpunkt. Die Sprache ist von einer Dichte und Verbaltheit, durchsetzt von einer reichen Anzahl Zitate, so dass Hölderlins Wort selbst von der ersten bis zur letzten Seite im Vordergrund steht und damit eine Deutung erhält, die

weniger Gedanken über Hölderlin darstellt, als vielmehr seine eigenen Gedankengänge lebendig werden lässt. Auf diese Weise sagt Przywara mehr aus als seitenlange Exegese und Interpretation es vermögen. So werden auch Hölderlins Fragmente erhellt, die nun nicht als Bruchstücke eines seines Geistes nicht mehr Mächtigen erscheinen, sondern als eines, der an die Grenzen der Sprache vorgedrungen ist, wo, wie Rilke sagt, hinter allen Sprachen das Unsägliche steht. Besonders dankbar sind wir für die Herausarbeitung des Christlich-Johanneischen bei Hölderlin, gegenüber dem bisher in den Vordergrund gesetzten Klassisch-Hellenischen, auch wenn hier Przywara manchmal zu weit gehen mag und eigene Gedankengänge mit Hölderlin zu belegen versucht. — So wird Hölderlin sichtbar als der grosse Höhepunkt eines abendländischen echten Humanismus, der zugleich seine Apokalypse in das Christliche bedeutet, die wiederum das Ineinsfallen von Humanismus und Christentum enthüllt: Christentum ist der einzig mögliche Humanismus und ein echter Humanismus kann nur in den christlichen Raum münden.

A. Focke

Surbek Viktor: Eine Monographie mit 60 Reproduktionen und Texten von V. Surbek und Dr. Fritz Schmalenbach. NZN-Verlag, Zürich.

Auch der aus dem Schaffhausischen stammende Berner hat nun seine Monographie erhalten. Es mangelt zwar nicht an Publikationen über Surbek und der heute 65jährige wurde nie unter den Scheffel gestellt. Er hatte seine Freunde, seinen Kreis von Auftraggebern, seine regelmässigen Ausstellungen, Anerkennungen und Aufmunterungen, aber nun schien es an der Zeit zu sein, einmal Rückschau zu halten und das Ganze zusammenzufassen.

Es zeigt sich: Er blieb, was er war: ein sorgsamer Werkmeister der Kunst, der zwar nie zuviel wagt, sich aber auch nicht in unabsehbare Experimente einlässt. Von Hodler ist er ausgegangen und von der Graphik, und wenn ihn auch Paris dann malerisch aufgelockert hat, so sind doch noch immer die meisten seiner Bilder linear strukturiert. Es sind hier vielerlei Einflüsse zusammengekommen und ins Eigene verwandelt worden. Und in dieser Art ist ein respektables Oeuvre entstanden, das entschieden Charakter hat.

Die Monographie (wieder vorzüglich gedruckt) dokumentiert den Umfang seines Schaffens und es geht von Zeichnungen und Tuschen über Aquarelle bis zu Oelbildern und Temperamalereien an Wänden. Eine autobiographische Skizze mit eingestreuten Reflexionen über Kunst ist sympathisch gehalten, aber sachlich sehr ausgiebig und die subtil angelegte Darstellung Surbek's als Zeichner von Schmalenbach leidet nur darunter, dass die Auswahl der reproduzierten Zeichnungen andere Wege geht als der Text.
Hlzg.

Schraner Anton: Vom Worte Gottes. Meinrad Verlag, Einsiedeln, 1950, 255 Seiten.

Das Buch gibt eine umfassende Antwort auf die mannigfachen Fragen, die sich dem Katholiken im Zusammenhang mit unsern heiligen Büchern stellen oder ihm von aussen aufgedrängt werden. Angesichts der grossen Zahl von Fragen verdient das Werk volle Anerkennung für seine Vollständigkeit. Wer um die teils schwierigen Probleme, wie Inspiration, Unverfälschtheit, Irrtumlosigkeit der Heiligen Schrift weiss, schätzt vor allem auch die klare und leichtverständliche Art der Darstellung, wodurch das Buch vor allem beim katholischen Volke Verbreitung finden dürfte. Besondere Erwähnung verdienen vor allem die interessanten Kapitel über die deutschen Bibelübersetzungen und das sogenannte Bibelverbot. Dieses neueste Buch Schraners empfiehlt sich sowohl als interessante, lehrreiche Lektüre wie auch als Nachschlagewerk.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseraten-Annahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 9.80; halbjährl. Fr. 5.20. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 140.— Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Comptes Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Jährl. DM 10.50; halbjährl. DM 5.50. Einzahlungen an Pfarramt St. Kunigund, Scharrerstr. 32, Nürnberg, Postcheckkonto Nürnberg 74760, «Sonderkonto Orientierung». — Dänemark: Jährlich Kr. 18.— Einzahlungen an P. J. Stübli, Hostruppstraße 16, Silkeborg. — Frankreich: Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Illfurth Ht/Rh., c/o. No. 86047 Strasbourg.

BURCH-KORRODI

JUWELIER SWB BAHNHOFSTRASSE 44 ZÜRICH TEL. 23 72 43

Schmuck - Tafelsilber - kirchl. Geräte

Schweizerische
Spar- & Kreditbank

St. Gallen Zürich Basel Genf

Appenzell . Au . Brig . Fribourg . Martigny
Olten . Rorschach . Schwyz . Sierre

Kassa-Obligationen

Spareinlagen (gesetzlich privilegiert)

Alle Bankgeschäfte diskret und zuverlässig

Victor Surbek Eine Monographie

Texte vom Künstler und Dr. Fritz Schmalenbach.
60 Reproduktionen ausgewählter Werke der
Malerei, Wandmalerei und Graphik.

Grossformat: Fr. 25.— Bibliophile Ausgaben.

Mit besonderer Freude überlässt man sich schliesslich
dem reinen Schaugenuss der wundervollen Tafeln.

NZN-BUCHVERLAG ZÜRICH